

**... UND DENNOCH
LACHEN
SIE WIEDER**

Roman

Dieter Klinger

© 2017 Dieter Klinger

Autor: Dieter Klinger

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99057-784-4 (Paperback)

ISBN: 978-3-99057-785-1 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Über den Autor:

Dieter Klinger, 1944 in Znaim geboren, verbrachte seine Kindheit und Schulzeit in Wien. Nach mehreren Kurzgeschichten verfasste er während des Medizinstudiums seinen ersten Roman „...und dennoch lachen sie wieder“. Nach der Promotion als Arzt in Mödling tätig, entstand die Idee zu „Das vierte Leben“, einer Geschichte, die bewährte ärztliche Behandlungswege und persönliche Lebensprinzipien in Frage stellt und durch diese Hinterfragung einen schicksalshaften Verlauf ins Rollen bringt.

Nulltes Kapitel

„Unmöglich“ – Mit diesem Wort sollte man nach Tunlichkeit keinen Satz und keine Rede beginnen. Und irgendjemand muss wohl einmal den Ausspruch „Nichts ist unmöglich!“ kreiert haben, weil man ihn doch so oft hört. Oder waren es mehrere zugleich, die diesen Satz zum ersten Mal gesprochen haben? Waren es Leben, Erfahrung und der viel gerühmte „eiserne Wille“, die uns diesen Satz erstmals sprechen ließen? Im Leben soll nichts unmöglich sein? – Noch nicht, meine ich. Aber das Wort „unmöglich“ verliert immer mehr an Bedeutung. Fast könnte man es als umgekehrt proportionale Gleichung betrachten, in der es da heißt: ‚Je weiter der menschliche Geist in seiner Entwicklung voranschreitet, umso mehr verliert „Unmöglich“ seine Existenzberechtigung‘. In gleichem Maße, was den Anstieg betrifft, fällt das andere ab. Beides strebt irgendwie einer Vollendung zu.

Von Vollendung kann noch keine Rede sein, und so lange der Mensch lebt und denkt, wird keine Rede davon sein. Also gibt es das Wort „unmöglich“ noch, es ist sehr wohl daseinsberechtigt. Aber es tauchen doch die ersten Schwierigkeiten jetzt schon auf. Wo soll man es anwenden?

Nun, ich wage es anzuwenden und sage: es ist „unmöglich“, ein Vorwort zu einem Geschehen, einer Handlung zu entwerfen, die in Wirklichkeit keinen Anfang hat. Alles, was sich mit dem menschlichen Leben beschäftigt, ist so alt wie der Mensch selbst. Das Vorwort hat im Munde des Menschen keinen Platz. Mein Vorwort ist daher kein Vorwort in diesem Sinne, eher ein Zwischenwort, hineingesetzt in den unabänderlichen,

ewigen Fluss der Dinge, in das ewige Auf und Ab des Seelisch – Menschlichen, verfasst von einem, der sich mitten in jenem Fluss befindet und um keinen Gedanken weiter daraus hervorreicht als irgendjemand anderer. Warum sollte ich also ein Vorwort verfassen, wenn es doch ein Vorwort zu mir selbst wäre und ich doch auch nur ein Teil des Ganzen bin? Man würde am Ende des Buches fragen: warum, um Gottes Willen, hat dieser Mensch nur ein Vorwort geschrieben, wenn selbiges ja ganz von sich aus Vor-, Zwischen- und Nachwort darstellt.

Und dennoch sei es mir gestattet, einige Worte der Handlung zu widmen.

Im Wesentlichen spielen Symbolismus und die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Menschen eine Rolle, die man als Vorbestimmung, Schicksal oder auch gesetzmäßige Vererbung ansprechen kann. Im Großen und Ganzen ist es die Frage nach dem Zufall, die Bewegtheit. Denn was ist Symbolismus in dem Sinne, wie ich es meine, anderes als Zufall? Oder? Wie oft kommt es vor, dass man etwas erlebt, das im Augenblick große Bedeutung für den Menschen hat. Der Mensch beachtet es später nicht mehr. Alles wird mit „Zufall“ oder „Es hat sich eben so ergeben“ abgetan. Man hat vielleicht auch nicht mehr Zeit dazu, sich zu entsinnen. Wochen, Monate, ja vielleicht auch Jahre später erlebt derselbe Mensch an derselben Stelle ähnlich Bedeutungsvolles. Die strengen Naturwissenschaftler werden zu jenen Leuten gehören, die sagen, irgendeine Gesetzmäßigkeit in psychischen Belangen sei auszuschließen. Wiederholungen, mystisches „Nochmals-Erleben“ seien Dinge, die man nicht erklären soll, eben deshalb, weil sie sich nicht erklären lassen, und nicht etwa deshalb, weil unser Geist versagt hat,

lassen sie sich nicht erklären; weil es im Leben so etwas wie Zufälligkeiten gibt, sind sie nicht erklärbar. Das ganze Leben sei auf Zufall und Wahrscheinlichkeit aufgebaut.

Schon beim Atom fängt es an, beim Zusammenprall der Moleküle in jeder chemischen Verbindung. Es sei nicht möglich, im Vorhinein zu sagen, welche Moleküle mit welchen zusammentreffen, man könne nicht sagen, wie viele in der Zeiteinheit aufeinander treffen? Das zu glauben, ist ein Irrtum, meine ich. Alles, was sich bewegt, hat Gewicht, Form und Geschwindigkeit – und etliche andere physikalische Eigenschaften, die der Aufstellung einer Formel genüge leisten. Zieht man sämtliche Faktoren dieser Gleichung in Betracht, und wäre man in der Wissenschaft bereits so weit, die Faktoren selbst als feste, mathematische Begriffe definieren zu können, so könnte man selbstverständlich auch jeden kleinsten Zusammenstoß der Moleküle, jede kleinste Bewegung im voraus berechnen.

Es ist dies keine Tatsache, die die Wissenschaft ins Schwanken bringen soll. Auch sie, und ganz besonders sie, muss auch mit Wahrscheinlichkeiten rechnen. Nachdem wir alle, unseren Fähigkeiten entsprechend, mit diesem Faktor rechnen müssen – wie auch oft mit dem Zufall -, würde die Wissenschaft Wesentliches außer acht lassen, würde sie es nicht tun.

Auch der Psychologe muss sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen. Er muss aus allen bisher gezogenen Schlussfolgerungen, Erkenntnissen, vielfach aus dem Empirischen heraus, oft auf Grund eigener Feststellungen, zu dem Schluss kommen, dass eine Reaktion wahrscheinlich ist, weil ihr eine andere oder mehrere bekannte Reaktionen vorausgegangen sind.

Jede Wirkung hat doch irgendwie ihre Ursache. Jeder Ablauf des Geschehens ist die Folge eines Geschehens und klärt sich in sich selbst auf, wenn man die Dinge im Großen betrachtet.

Also, wird man mir entgegenen, wenn es doch im Leben eine unendliche Flut von Möglichkeiten gibt – rein theoretisch gibt –, wie soll man da das Wechselspiel zwischen Ursache und Wirkung noch gelten lassen? Dem möchte ich entgegenhalten, dass der Mensch leider dazu gezwungen ist, manchmal, nein: meistens sogar etwas gelten zu lassen, obwohl er – oder weil er – dieses nicht versteht, es aber dennoch vorhanden ist.

Die folgende Handlung ist ein kleiner Ausschnitt aus jenem Strom der Unendlichkeit. Ich gebe zu, dass er konstruiert ist. Jeder für sich möge entscheiden, ob sie ihm wirklich konstruiert erscheint. Ob die Worte „Zufall“, „unabsehbares Geschehen“ und ähnliche ihre Berechtigung haben, oder ob es so etwas wie eine Vorbestimmung, symbolhaftes Erleben von Geschehnissen als Vorbereitung zu Neuem, das sich durch eben dieses Geschehnis schon im Vorhinein abzeichnet, psychische Ontogenese und all diese Dinge wirklich gibt. Ob sie von ihm akzeptiert werden, möge jedem Menschen überlassen bleiben. Sein eigenes Leben wird ihm diese Frage vielleicht beantworten. - - -

I. TEIL

Die kahlen Bäume in der Gegend,
sie haben sich mit Blut gefüllt.
Und blattlos scheinen sie mir lebend,
in Glanz und Blüte eingehüllt.

Die kahle Glätte jener Mauer,
die wehmutsvoll und drohend scheint,
umgibt sich jäh mit einem Schauer
von Glück, mit Ewigkeit vereint.

Erstes Kapitel

„Wir sehen hier die Leiche eines Mannes, der durch Selbstmord gestorben ist“.

Der Mann, der diese Worte sprach, stand hinter einem langen Tisch am Ende eines länglichen Lehrsaales im Gerichtsmedizinischen Institut.

„Er wurde von seiner Frau an einem Fensterkreuz hängend zu Hause vorgefunden“, setzte er fort. „Sie sehen hier deutliche Strangulierungsfurchen am Hals. Es besteht kein Zweifel darüber, dass der Tod durch Erhängen eingetreten ist. Die Strangulierungsfurchen sind vorne deutlich stärker ausgeprägt als an der Hinterseite des Halses. Außerdem reichen sie hinten weiter nach oben als vorne. Das sind die typischen Merkmale für eine derartige Todesursache.“

Der Mann machte eine Pause, dann setzte er fort: „Wieder einmal einer von den vielen Fällen, die beweisen, dass Frauen Männer viel häufiger zum Selbstmord treiben als umgekehrt.“ Gelächter aus dem Publikum folgte.

Der Mann schien sich in der Rolle des Vortragenden wohl zu fühlen, wohlgefällig waltete er seines Amtes als Dozent des Gerichtsmedizinischen Instituts. Er war etwa Mitte der Fünfzig, trug ziemlich dunkles, fast schwarzes Haar und sah sehr stattlich aus, da zusätzlich ein ebenso schwarzer Vollbart sein Gesicht zierte, sodass vom Gesichtsrelief nur wenig übrig blieb.

Worte wie ‚Leiche‘ und ‚Erhängen‘ sprach er nahezu be-

ängstigend geschäftsmäßig und ohne jegliche Gemütsregung aus. Kein Wunder, sie gehörten zu seiner täglichen Arbeit.

Der Hörsaal war nur halb gefüllt. Für das Lehrfach der Gerichtsmedizin hatten die Medizinstudenten offensichtlich kein allzu großes Interesse. Es war auch keine ‚große‘ Prüfung, die man in diesem Fach abzulegen hatte.

Thomas war naturgemäß befremdet von dieser Atmosphäre hier, von den Worten, die da fielen, von der Leiche, die da vorne lag, von den unbeteiligten Gesichtern rings um ihn.

Thomas kannte den Vortragenden nicht. Sein Freund Werner, der neben ihm saß, klärte ihn darüber auf, dass es sich um den Vorstand des Instituts höchstpersönlich handelte.

Werner hatte es endlich zuwege gebracht, seinen Freund Thomas, einen in seinen Augen durchaus minderwertigen Studenten der Philosophie, hierher zu schleppen, weil – wie er sagte – dieses Gebiet der Wissenschaften weitaus realistischer sei als „deine armselige Philosophie“ von der man – wie er sich auszudrücken pflegte – keinerlei Vorteile habe; geschweige denn, dass man davon leben könne, Philosophie zu betreiben.

Thomas ließ ihn reden. Widerrede war sowieso zwecklos. Allein schon Werners Äußerung, Medizin sei eine Wissenschaft, tat seinen Ohren weh, die sich eben erst daran gewöhnt hatten, logische Erwägungen und Schlussfolgerungen, philosophische Definitionen und geistig hoch stehende Richtsätze zu hören.

Sich mit Werner in eine Diskussion einzulassen, war hoffnungslos. Einen derart unfähigen Diskussions-Teilnehmer könnte man – wie Thomas oftmals betonte – nur unter den Angehörigen der holden Weiblichkeit finden.

Nun gut – Thomas nahm sich meist keine Mühe, zu begründen, warum Werners Äußerungen widersprüchlich wären. Und dies allein aus der Tatsache heraus, dass Werner sich seinerseits nicht die geringste Mühe gab, seine in den Raum gestellten Behauptungen zu begründen, zu belegen, sodass Gespräche in dieser Hinsicht meist sehr kurz ausfielen und gar nicht zu einer Diskussion ausarten konnten.

Thomas dachte wieder einmal über Werner's Lebensanschauung nach, wurde aber in seinen Gedanken unterbrochen, weil der Vortragende mit etwas lauterer Stimme seine Rede fortsetzte und – obwohl mit verstärktem Tonfall – geheimnisvoll tat, als er sagte:

„Meine Damen und Herren! Wie so oft habe ich auch diesmal zum Abschluss meines heutigen Vortrages eine kleine Überraschung für Sie bereit!“

Er atmete tief ein und setzte fort:

„Der Mann, den Sie hier sehen, wäre auch ohne, dass er sich erhängt hätte, innerhalb der nächsten halben Stunde gestorben. – Er hat nämlich vorher Gift geschluckt, um ganz sicher zu gehen. Und die Dosis hätte gereicht, um drei Männer von der Konstitution des Verstorbenen umzulegen.“

Allein das Wort „umlegen“ betonte er ähnlich wie ein Meteorologe das Wort „unbeständig“. Oh kay, Thomas wusste ja, wo er war. Wieso war er da eigentlich?

„Sie sehen, dass diesem Mann eine Todesursache gar nicht genügte, um seine Frau zur Witwe zu machen.“

Irgendwie war Thomas angewidert von dieser Atmosphäre. Der Vortragende unterbrach sich, um den Hörern und Hörerinnen genügend Zeit zu lassen, über diese Bemerkung ausführlich zu grinsen, was Thomas noch unpassender vorkam. Es kam ihm überhaupt unpassend vor, dass er hier saß.

Zum Abschluss meinte der Vortragende noch, dass er am nächsten Tag mit den Vergiftungen beginnen werde, dann war die Vorlesung zu Ende.

Zweites Kapitel

Die beiden Freunde verließen den Hörsaal nicht sogleich. Thomas hätte zwar keinen Grund gehabt, sich hier, drei Reihen von einer Leiche entfernt sitzend, noch länger aufzuhalten, aber Werner hatte noch im Sekretariat zu tun, da er sich ein Testat besorgen musste. Und da es draußen empfindlich kalt war, zog Thomas es vor, im geheizten Hörsaal auf ihn zu warten.

Thomas und Werner hatten einander vor sechs Jahren kennen gelernt. Beide waren da mit ihren Eltern auf Urlaub gewesen. Sie waren gerade in dem Alter gewesen, in dem Burschen beginnen, männliches und weibliches Geschlecht nicht nur an Kleidung, Frisur und Stimmlage auseinander zu halten. Man warf seine ersten scheuen Blicke nach dem ‚schwächeren‘ Geschlecht, vereinbarte seine ersten Rendezvous, lernte dabei erstmals die weibliche Unpünktlichkeit kennen und drang auch sonst tiefer in die weibliche Psyche ein.

Ein Mann kommt sich wohl kaum je während seiner Frühentwicklungszeit erst erwachsener und dann überlegener vor, als in jener Zeit, da er sich einbildet, auf Grund der eigenen überzeugenden äußeren Erscheinung und der ungemein gewählten und unterhaltsamen Redensweise die ersten Damenbekanntschaften gemacht zu haben. Denn natürlich sind das keine halbwüchsigen, verspielten, verträumten jungen Mädchen, sondern selbstverständlich Damen, die man kennen gelernt hat.

In jener Zeit also war es, als Thomas von seinen Eltern

zu Verwandten aufs Land geschickt wurde, um dort vierzehn Tage seiner Ferien zu verbringen. Seine Eltern waren später in den Urlaub nachgefolgt. Thomas dachte, dass seinen Eltern wohl damals weniger an seiner Erholung gelegen war, als vielmehr an ihrer eigenen. Gerade damals hätte Thomas die Allegorie der Gesundheit darstellen können, und Tanten und Onkeln äußerten sich bei jedem ihrer Besuche ungemein lobend und anerkennend über sein gesundes und frisches Aussehen und betonten immer wieder, er sähe ‚beruhigend‘ aus.

Eher schien dem Halbwüchsigen die Annahme zu stimmen, dass seine Eltern einmal Ruhe von ihm haben wollten. Denn die fünf oder sechs Stunden, die er vormittags in der Schule verbrachte und daheim im wahrsten Sinne des Wortes durch seine Abwesenheit ‚glänzte‘, kompensierte er dadurch, dass er den Rest des Tages umso lebhafter auf seine Anwesenheit hinwies. Er hatte damals wie jeder Junge in seinem Alter – insbesondere wie jeder, der in der Stadt groß wurde – die merkwürdigsten Hobbys, mit Tennisbällen in der Wohnung Fußball zu spielen, durch kleine Explosionen bei chemischen Versuchen die Familie über den Fortgang seiner chemischen Forschung am Laufenden zu halten oder sich sonst irgendwie lautstark bemerkbar zu machen.

Dies freute ihn gerade dann umso mehr, wenn Vater müde vom Dienst nach Hause kam und Mutter, nach den kleinen Aufregungen des Alltags müde und abgekämpft im Lehnstuhl saß und ihre Ruhe haben wollte. Ja, er war damals recht temperamentvoll, und daher wunderte es ihn nicht, dass sich die Eltern nach einer vierzehntägigen Erholung sehnten, wenngleich sie auch die ewige Sorge in Kauf nehmen mussten, was der

Junge wohl – auf sich allein gestellt – bei den gemeinsamen Verwandten alles anstellen würde.

Auch Thomas hatte diese vierzehn Tage als Erholung empfunden, weniger auf gesundheitlicher Basis als was sein Betätigungsfeld anlangte. Er wusste noch nicht, was Erholung wirklich bedeutete.

So war er aufs Land gekommen, voll bepackt mit kleineren Geschenken für die lieben Verwandten, die seine Eltern damit schon im vorhinein für das zu entschädigen versuchten, was ihnen durch die großartigen Ideen ihres Sprösslings und deren Durchführung eventuell an Schaden erwachsen, oder was es ihnen an Nerven kosten könnte.

Nun – Thomas hatte sich damals – ganz gegen seine Art – im Hause ziemlich ruhig verhalten und war dort eher zurückhaltend.

Grund dafür war unter anderem das herrliche Wetter, das ihn veranlasst hatte, sich tagsüber größtenteils auf den Wiesen und Feldern in der näheren Umgebung seines Quartiers aufzuhalten, sodass er abends meist so müde gewesen war, dass er bald zu Bett ging. Und im Schlaf pflegte sogar er sich relativ ruhig zu verhalten.

Thomas verliebte sich in den Spiegel, der in seinem Zimmer an der Wand hing. Besser gesagt, in das, was er darin sah, wenn er in ihn blickte: gebräuntes, gesundes, lebhaftes Gesicht, die momentane Frisur war lässig. Und jeder Blick in den Spiegel machte ihn neugierig auf den nächsten Tag. Auf das, was er erleben würde. Es wurde ihm klar, dass jeder, der ihn sah, das sah, was er selbst gerade auch sah, wenn er in den Spiegel blickte. Und das machte ihn selbstbewusst.

Thomas lernte dort innerhalb kürzester Zeit jenes Mädchen kennen, das zurzeit als „Dorfschönste“ sehr gefragt war. Als heranwachsender Jüngling aus der Stadt war er natürlich an sich schon sehr interessant für die heranwachsende weibliche Jugend der Ortschaft, um so interessanter jedoch wurde er, als es ihm einerseits gelang, mit jenem Mädchen ein Stelldichein zu vereinbaren und er sie dann andererseits dadurch abblitzen ließ, als es ihn viel mehr interessierte, seinen kleinen Bach quer über den Wanderweg hinwegzuleiten, als mit ihr spazieren zu gehen.

Als sie bereits – allerdings mit etwas Verspätung – an dem vereinbarten Ort eingetroffen war, war Thomas' Begeisterung über einen kleinen See, den er inzwischen auf dem Fußweg anschwellen sah, gerade auf dem Höhepunkt angelangt, und er konnte und wollte sich jetzt keinesfalls von seiner Tätigkeit ablenken lassen. Sie hätte ihm beim Bau eines kleinen Staudamms mit Steinen und Hölzern helfen dürfen – das hätte er eben noch erlaubt -, aber keinesfalls war er jetzt bereit dazu, seine Tätigkeit aufzugeben, um sich ihr zu widmen.

Er ‚arbeitete‘ an diesem Nachmittag bis zum Eintritt der Dunkelheit, und am nächsten Tag versäumte er es nicht, sich sein Werk gleich am frühen Morgen zu betrachten. Es war dann aber beinahe Mittag gewesen, als er endlich hinkam. Ein spektakulärer Verkehrsunfall hatte ihn aufgehalten. Er war lange an der Kreuzung gestanden und hatte zugesehen. Es gab Tote. Als er wegging, hatte er in kurzer Zeit so viel gesehen an Tragödie und Leid, dass es ihm wie ein Wunder vorkam, mit Freude, Zuversicht und Begeisterung einem Ziel zuzusteuern, das aus nichts Anderem bestand als aus Genugtuung über ein künstlich selbst erzeugtes Wasser-Hindernis auf einem markierten Wanderweg.

Die Sonne stand hoch, als er zu ‚seiner Baustelle‘ kam. Sie schien unbarmherzig vom wolkenlosen Himmel auf die Landschaft nieder, und es war auffallend ruhig. Er hatte ganze Arbeit getan: der umgeleitete Bach hatte auf dem Wanderweg einen See gebildet, gut drei Meter im Durchmesser. Er wusste, das war ein Spitzbubenstreich. Er sollte sich von niemand Verantwortlichem erwischen lassen. Wer hier gehen wollte, musste einen weiten Umweg machen um die von ihm geschaffene Wasserfläche. Aber da entdeckte er etwas, was ihm zum Nachdenken Anlass gab: zwei Libellen umkreisten die kleine Wasserfläche, flogen in zackigen Flugbewegungen kreuz und quer durch die Luft, und ein großer Frosch hockte am Rand seiner launigen Wasserspielerei. Einige Wasserläufer huschten über die kleine Wasserfläche. Da hatte er für einige Lebewesen deren Lebensraum erweitert.

Dass es zuvor so merkwürdig ruhig gewesen war, fiel ihm besonders dann auf, als er plötzlich Stimmen vernahm. Er war gerade versonnen vor seinem riesigen See gestanden, der nun über dem markierten Wanderweg stand und sich fast bis zu einer etwas erhöht aufgestellten Sitzbank erstreckte. Und der sein Werk war. Wer von der Stelle herankam, wo er stand, und wer auf der Sitzbank, die ihn zum kurzen Verweilen und Ausruhen einlud, Platz nehmen wollte, musste jetzt einen gewaltigen Umweg machen, über die Wasserfläche herum, durch die angrenzende Waldfläche rechts oder die Wiesenfläche links. Egal, wie auch immer. Zwischen ihm und der Bank befand sich jetzt ein nasses Hindernis. – Die Stimmen wurden lauter und deutlicher. Die Leute näherten sich auf dem Weg, auf dem er nunmehr das bewusste Hindernis erzeugt hatte. Er bemühte sich, unbeteiligt zu wirken, wie er so stand und angetroffen werden würde.

Thomas konzentrierte sich besonders auf eine Stimme, eine weibliche Stimme, die ihm bekannt vorkam. Sie kam nicht näher, aber er hörte sie. Die Wanderer, die sich näherten, müssen irgendwo stehen geblieben sein. Aber plötzlich kamen die Stimmen wieder näher. Und dann kamen sie um eine Wegbiegung. Er brauchte sein Erinnerungsvermögen nicht lange bemühen: die eine Person kannte er: es war die technisch uninteressierte Dorfschöne vom Vortag. Aber in ihrer Begleitung marschierte ein junger Mann, etwa in seinem Alter, und die beiden gingen Hand in Hand.

Als die beiden Thomas da stehen sahen, blieben sie ebenfalls stehen. Das Mädchen war nicht verlegen, sie machte die beiden Burschen miteinander bekannt. Thomas grüßte freundlich. Der andere junge Man stellte sich vor, er hieß Werner. Die beiden waren diesen Weg sichtlich noch nicht gegangen, denn Thomas starrte den See an, bewunderte die Staumauer und tat so, als habe er keine Ahnung, wessen Werk das war. Und Werner tat ebenso verwundert und begeistert wie er. Werner planschte mit einem Arm im Wasser, und Thomas gab zu, dass er der Erbauer dieses Kunstwerkes war. Er hatte kurze Zeit befürchtet, seine Missetat zuzugeben, da er sich nicht ganz sicher darüber war, wen er vor sich hatte. Es hätte auch beispielsweise der Sohn des Bürgermeisters sein können. An der Aussprache erkannte er, dass es sich um einen Jungen aus der Stadt handelte, so wie er selbst einer war.

Werner war ein Jahr älter als Thomas, besuchte aber dennoch dieselbe Klasse wie er. Er war hier ebenfalls auf Sommerurlaub, aber mit seinen Eltern. Thomas erkundigte sich nach seinem Hobby. Werner erklärte, dass er leidenschaftlich gerne Fußball spiele und auch selbst bei einem Verein sei.

Thomas verwickelte ihn in ein Gespräch über Fußball. Obwohl er selbst Schuld daran trug, dass sein Rendezvous vom Vortag so kläglich geendet hatte, ärgerte es ihn doch, dass da bereits Stunden später ein anderer ihn vertrat.

Es gelang Thomas, seine neu erworbene Bekanntschaft so sehr in ein Gespräch zu verwickeln, dass die Dorfschöne zum zweiten Mal abblitzte und sich richtiggehend überflüssig vorkam.

Das Werk vom Vortag hatte plötzlich für Thomas jeden Reiz verloren. Thomas machte kehrt und schloss sich den beiden an, wobei er streng darauf bedacht war, die Unterhaltung über die Sportart, die ihn selbst damals sehr in Anspruch nahm, nicht einschlafen zu lassen.

Werner bemerkte bald gar nicht mehr, dass er sich eigentlich in weiblicher Gesellschaft befand und diskutierte nur noch mit Vehemenz über das Thema, wer der beste Rechtsaußen für das Nationalteam war.

Die Dorfschöne ward nach diesem Tage nicht mehr gesehen, aber Werner und Thomas sahen einander täglich.

Mit seinem neuen Freund Werner verband Thomas bald eine Freundschaft, die über das Übliche jeder oft so kurzlebigen Freundschaft, die man in jenem Alter am laufenden Band zu schließen pflegt, hinausging. Thomas blieb mit Werner auch in der Stadt weiterhin in Kontakt. Sogar die Familien lernten einander kennen. Werner hatte eine um acht Jahre jüngere Schwester, die Thomas allerdings selten zu sehen bekam, da sie sich häufig bei Verwandten im Ausland aufhielt, wenn sie nicht gerade die Schule besuchen musste.